

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die Holzschuhe.

Von Charles Louis Philippe.

Der nachgelassene Roman des großen französischen Dichters Charles Louis Philippe „Charles Blanchard“ erscheint dieser Tage in der Uebersetzung von Wilhelm Sabel und Friedrich Burschell im Insel-Verlag. Louis Philippe, der Leiden und Freuden der Armen so ergreifend geschildert hat wie kaum je ein Künstler, wollte in diesem Lebensbild seines Vaters sein Höchstes schaffen; er ist aber über eine Anzahl wunderbarer Fragmente nicht hinausgekommen. Mit tiefstem Versehen und feinsten Hand ist hier die Entwicklung eines Kindes gegeben, das aus traurigsten Verhältnissen zum Menschen aufwacht. Von stärkstem Eindruck ist das hier wiedergegebene Kapitel, in dem Charles, bei seinem Onkel Baptiste, einem Holzschuhmacher, in der Lehre, zum ersten Male die Arbeit erlebt. Die Schriftleitung.

... In den ersten Tagen wollte Charles Blanchard nichts hören. In dem Hause seines Onkels liebte er nur die Nacht. Wenn der Abend hereingebrochen war und man die Suppe gegessen hatte, dauerte es noch eine halbe Stunde, dann ging alles schlafen. Auf diesen Augenblick wartete er. Die Lampe war ausgelöscht, die Fensterläden vorgemacht, man hörte nur das regelmäßige Klirren von Baptiste und Rose.

Das Kind tat, was es konnte, um nicht einzuschlafen. Die Nacht war dicht, man hätte denken können, daß es Himmel und Erde nicht mehr gebe oder daß sie ganz schwarz seien. Er öffnete beide Augen, um es noch besser zu merken. Er fühlte sich an seinem Platz. In seinem Geist dehnten sich die traurigen Erinnerungen seines vergangenen Lebens langsam aus und bekamen jene Bedeutung, die unsere Erinnerungen haben, wenn wir ganz allein sind. Das Hin und Her und die Verworrenheit seines gegenwärtigen Lebens legten sich um das Herz in seiner Brust, dann verbreiteten sie sich durch seinen Körper und füllten ihn völlig mit einer Art bitterer Flüssigkeit. Und aus seinem Kopf stiegen wie ein Rauch düstere Zukunftsbilder auf, die durch das Zimmer liefen und sich schloßen, wie wenn er das Dunkel hätte vertiefen und noch dichter machen wollen.

Und als in den folgenden Tagen schon vorauszusehen war, daß ein neuer Charles Blanchard aus ihm werden würde, gab er sich nicht, wie man hätte meinen können, seinem neuen Leben hin. Man sagt zu einem gewöhnlichen Kind: Du kannst mir einmal ein Paar Holzschuhe abraspeln. Es stürzt sich auf ein neues Spiel, das es noch nicht kennt, mit jenem Ungestim, mit dem Kinder auf das Glück zu springen. Ihre fröhliche Seele ist die Vorhut eines gefügigen Körpers, sie zieht ihn in alle Abenteuer, die sich zeigen.

Aber selbst als Charles Blanchard einen Holzschuh und eine Raspel in Händen hielt, erfaßte er nicht die ergötzliche oder doch zum mindesten interessante Minute, die er in ihrer Gesellschaft hätte verbringen können. Gewiß, er verrichtete an einem Holzschuh mit einer Raspel die Arbeit, die ihm sein Onkel aufgetragen hatte, gewiß, er gehorchte der Aufforderung, die an ihn gerichtet war, aber er wollte nicht glauben, daß das Leben von der Strenge ablassen würde, die es ihm immer bewiesen hatte. Er wußte nicht, was er fürchtete, doch er fürchtete etwas. Er nahm sein Holz in Angriff mit einer sachten Bewegung seines Werkzeuges, um die Ereignisse nicht zu überstürzen, mit Langsamkeit, um sich Zeit zu lassen. Er achtete auf jede seiner Bewegungen, auf jedes der Geräusche, die sie hervorriefen, auf das geringste Knacken, das nur ein so feines Ohr wie seines hören konnte. Er fürchtete, der Holzschuh könne zerplatzen, er könne ihm ins Gesicht springen, die Raspel könne ihn beißen. Er hielt immer das eine Bein vorgestreckt, er war immer bereit, beim ersten Zeichen der Gefahr alles im Stich zu lassen, um sein Heil in der Flucht zu suchen.

Er brauchte mehrere Tage, um etwas zu erlangen, was ein anderer sofort gewonnen haben würde: das ruhige Bewußtsein der Tätigkeit, die er ausübte. In den ersten Tagen glied er einem gehetzten Tier, und es schien, als ob eine unerbittliche Arbeit ihn bis in seine geheimsten Schlupfwinkel verfolge. Seine Seele und sein Herz stoben, um sich in Sicherheit zu bringen. Er behütete seine Gedanken, indem er sie in den dunkelsten und entlegensten Winkel seines Hirns einspercte. Er brauchte gut eine Woche, bis er begriff, daß

man nichts Böses mit ihm vorhabe. Erst nach Ablauf dieser Zeit schöpfte er wieder Atem, beruhigte er sich und konnte er festen Auges seine Beschäftigung und sein Schicksal betrachten. Man muß den Tag mit Kreide anstreichen, an dem Charles Blanchard seinen Holzschuhen etwas von jener Aufmerksamkeit schenkte, die die Menschen ihrer Arbeit zuwenden. Eine große Veränderung war in seinem Leben vorgegangen, als er die leeren Schreden verjagt hatte, und er eines Abends, nachdem die Holzschuhe abgeraspelt waren, sich sagen konnte: Heute habe ich sechs Paar abgeraspelt.

Es gab jetzt für Charles etwas, das Arbeit heißt.

Wer die Arbeit erwählt hat, den läßt sie nicht los. Jeden Morgen stand das Kind gleichzeitig mit seinem Onkel auf. Schlag sechs Uhr. Man hätte meinen können, daß auch noch der Tag, der jetzt begann, inhaltslos sein würde, daß man sich auf einen Stuhl setzen, die Augen niederschlagen, ihn traurig betrachten und sich schwere Gedanken aus dem Hirn reißen müßte um den Versuch zu machen, ihn auszufüllen. Jawohl, der Tag begann so. Doch kaum war eine Stunde vorüber, vielleicht hatte es noch nicht einmal sieben geschlagen, als Baptiste schon sagte: „Komm, Junge, heute will ich dich die Holzschuhe schwärzen lassen.“

Zum Schwärzen der Holzschuhe bedient man sich statt eines Pinsels einer Hasenpfote, die man in eine schwarze Farbe taucht. Charles Blanchard traute sich zunächst nicht, doch bald wurde er stärker als er selbst. Sobald er ein wenig Farbe auf der Pfote hatte und ehe er sie noch auf den Rand seines Holzschuhes strich, riß ihn die fröhliche Vorstellung hin, die sich eines Kindes bemächtigen kann. Er dachte: Jetzt werde ich malen!

Mit dem Malen auf Holzschuhen allein ist es nicht getan. Als er seine Tätigkeit beendet hatte und alle Holzschuhe schwarz gestrichen waren, als der neue Charles Blanchard wieder in den alten Charles Blanchard hineinzuschlüpfen versuchte, in den, der nichts zu tun hatte, da war Nichtstun nicht mehr das am Leben, was ihm wertvoll schien.

„Onkel, ich bin fertig.“

„Laß sie trocknen, ich zeige dir dann, wie man sie wisch.“

Man braucht nicht zu wissen, wie man Holzschuhe wisch. Es genügt zu wissen, daß Charles Blanchard, als er sie zu wischen verstand, sich sagen durfte: Ich kann raspeln, ich kann schwärzen, ich kann die Holzschuhe wischen.

Er war es, der dann zuerst sprach. Der Tag kam, wo Charles Blanchard, ohne daß sein Onkel nur eine Bewegung gemacht oder ein einziges Wort geredet hätte, auf seinem Stuhl nicht still bleiben konnte und zu reden begann:

„Onkel, darf ich einmal versuchen, Holz zu spalten?“

Wann Bruder...?

Es kann nicht sein, daß unser Los an Not uns immer bindet:

einmal erhebt sich ewig groß das Recht und überwindet

die Last der Zeit, die uns bedrängt, die Knechtschaft hat ein Ende, dann sind wir nicht mehr eingengt in rauchgeschwärmte Wände,

wir treten Mann an Mann heraus, heraus aus unserm Sklavenhaus zu neuem Schaffensbunde;

zum Wohle aller alle wir.—

wann, Bruder, dringt zu dir und mir die frohe Zukunftskunde?

Walter Victor („Neuer Frühling“, Gedichte, Auer u. Co., Hamburg).

Vom Tode und vom Sterben.

Von Dr. Adolf Heilborn.

Über jede Vorstellung hinaus sind wir in diesen letzten Jahren mit Tod und Sterben vertraut geworden: in jeder natürlichen und mehr noch in jeder von Menschenwillen erzwungenen Gestalt haben wir den Tod rings um uns reichste Ernte halten sehen und haben zum Sterben ein besonderes Verhältnis bekommen. Aber nicht nur ethisch und ästhetisch hat sich in uns diese Wandlung vollzogen: auch die Wissenschaft hat allgemach ihre Ansicht über Tod und Sterben revidiert, und von diesen neueren Anschauungen über Sterben und Leben soll hier einmal die Rede sein.

Tod und Leben erscheinen uns als untrennbar fest miteinander verknüpfte Begriffe und stärkste Gegensätze. Beide Begriffe sind uralte, so alt wie die denkende Menschheit selbst. Solange es Menschen gibt, haben sie beobachtet, wie Leben: Atmen, Pulsschlag, Wärme ist, wie Tod: Kälte, Reglosigkeit und Stillstand aller Funktionen bedeutet. Und immer hat der naive Mensch, unfähig, den natürlichen Vorgang recht zu erfassen, geglaubt, etwas Unnatürliches, etwas Ueberirdisches, das Entweichen der „Seele“, des „Geistes“ bedinge solches Aufhören des Lebens. Sagen doch selbst wir noch: er hat seinen Geist aufgegeben, seine Seele ist entwichen.

Sterben kann nur, was lebendig ist, und Leben heißt Stoff- und Energiewechsel besitzen: Gemische Verbindungen einnehmen, wandeln, abbauen, aufbauen und ausschleiden. Tote Dinge haben keine Stoff- und Energiewechsel dieser Art, sie sind in streng wissenschaftlichem Sinne darum auch nicht tot, d. h. gestorben, sondern leblos, d. h. nie lebendig gewesen. Sterben und Tod sind nur Entwicklungsstadien des Lebens, durch äußere wie innere Bedingungen verursacht, gesetzmäßig verlaufend, von unabänderlichen Normen geregelt, und jene alte Binsenweisheit, „Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen“, ist deshalb nur zu wahr. Ganz allmählich geht unter normalen Verhältnissen — und nur diese sollen hier berücksichtigt werden — Leben in Sterben über und endet mit dem Tode, dem Stillstand aller Lebensfunktionen. Die moderne Wissenschaft hat für diesen Vorgang das Wort „Nekrobiose“ (Lebenssterben) geprägt und sich bemüht, die Erscheinungen solcher Nekrobiose und ihre Ursachen aufzuhellen.

Sie hat zunächst zwei große Gruppen nekrobiotischer Vorgänge ausfindig gemacht: Zerfallsprozesse, bei denen die lebendige Substanz immer mehr zerfällt, immer mehr an Masse abnimmt, und Wandlungsprozesse, bei denen der normale Stoffwechsel in verkehrte Bahnen lenkt. Das typischste Beispiel für Zerfallsprozesse ist die sogenannte Atrophie, der allmähliche Altersschwund aller Organe: der Haut etwa, die dünn, runzlig und spröde wird, der Muskeln, die deutlich an Masse und Leistungsfähigkeit abnehmen, der Knochen, die starr und brüchig werden usw. Bei den Wandlungsprozessen ist das Charakteristische die Anhäufung von fremden Stoffen, die am Orte ihrer Ablagerung schädlich wirken. Ein bekanntes Beispiel hierfür ist die sogenannte Fettmetamorphose, die Ablagerung von Fett z. B. in den Herzmuskeln, in die Nieren usw. In dem Maße, wie diese Organe durch Fetteinlagerung funktionsunfähig werden, leiden mit ihnen alle übrigen Körperteile, bis ein harmonisches Zusammenarbeiten des Ganzen nicht mehr möglich ist und dieser nekrobiotische Prozeß langsam zum Tode führt. Auch die Ablagerung von Kalk in die Gefäßwände, die sogenannte Arteriosklerose, gehört in diese Gruppe: die Gefäße versteinern dabei gewissermaßen, büßen ihre Elastizität vollständig ein, springen und brechen und lassen das Blut (ins Gehirn usw.) austreten.

Durch welche Faktoren nun, müssen wir uns weiter fragen, wird solche Nekrobiose bedingt? Man hat lange Zeit den Tod im wesentlichen als Folge äußerer, allmählich sich häufender Schädigungen, als Ergebnis schwacher, aber andauernder von außen herzu dringender Reizwirkungen betrachtet wollen. Dem läßt sich jedoch gegenüberhalten, daß jeder Art von Lebewesen nach allem, was wir wissen, eine ganz bestimmte Altersgrenze eignet, die nur selten überschritten wird, und daß auch der Mensch bei möglichstem Ausschluß aller äußerer Schädigungen im allgemeinen nicht über die gewisse Grenze hinauskommt. Demnach müssen innere Bedingungen bei der Nekrobiose die Hauptrolle spielen. Diese Bedingungen nun werden höchstwahrscheinlich durch den Ausfall der Tätigkeit der Geschlechtsdrüsen gegeben. Es ist das Verdienst Henjemanns, darauf hingewiesen zu haben, daß sich im Leben unseres Körpers ein eigenartiger Altruismus betätigt: Jede Zelle und jedes Organ vollbringt für alle übrigen Zellen und Organe eine gewisse, uns im Einzelnen noch nicht immer ganz klare Leistung, für die von jeder anderen Zelle und jedem Organe eine entsprechende Gegenleistung beansprucht wird. Erfolgt diese Gegenleistung nicht, fällt die Tätigkeit einer Zelle oder eines Organs aus, so gerät der Körper sozusagen aus dem Stoff- und Energiegleichgewicht und reagiert mit Siechtum. Solch ein langsames Hinsiechen nach Verlust der Zeugungsfähigkeit im weitesten Sinne sind die Alterserscheinungen, ganz allmählich sich stärker bemerkbar machende Störungen im Stoff- und Energiewechsel unseres Körpers, die ein harmonisches Zusammenarbeiten unmöglich machen und schließlich zum Stillstand aller Funktionen, zum Sterben und Tode führen. In dieser Erkenntnis ist nebenbei bemerkt die Bedeutung der Steinachschen Verjüngungsversuche durch experimentelle Neubebung der alternden Geschlechtsdrüsen begründet. Hierin liegt aber zugleich auch die Idee, ja, die Aufgabe der körperlichen Unsterblichkeit beschloffen. Denn, wie Berworn einmal mit Recht betont, die lebendige Substanz der Geschlechtszellen aller heute existierenden Lebewesen stammt

in direkter, lückenloser Auseinanderfolge von der ersten lebendigen Substanz, die überhaupt auf der Erde erschien. Nirgends in dieser unübersehbar langen Reihe von Generationen hat der Tod das Leben dieser „Keimsubstanz“ unterbrochen. Die niedersten, einzelligen Lebewesen sind, wie man das Problem auch betrachten möge, unsterblich: der einzellige Körper pflanzt sich durch Teilung fort, die neuen Zellen teilen sich von neuem — Individuum und Geschlechtszelle sind hier ja noch eins. Bei den vielzelligen Organismen, den höher entwickelten Lebewesen aber trennten sich Geschlechtszellen und Körperzellen, und wenn nur eine einzige Geschlechtszelle zur Fortpflanzung gelangte, war der Bestand der Art gesichert. Die Fortdauer des ganzen Individuums wäre „unzweckmäßiger Luxus“ gewesen, und so ist der Tod letzten Endes eine Folge natürlicher Auslese.

Zwei Arbeiter schlagen sich.

Von Ariur Ziafer.

Es ist später Nachmittag. Die Straße, in der sich der Arbeitsnachweis befindet, ist belebt. Besonders in der Nähe des Einganges zum Nachweis stehen viele plaudernde Arbeitergruppen. Auf einem Schaufensterbord sitzen zwei junge Burschen und blasen auf der Mundharmonika. Schön zweistimmig, gut im Takte:

Mariechen sah weinend im Garten,
Im Grabe lag schlummernd ihr Kind.
Mit ihren schwarzbraunen Locken
Spielt leise der Abendwind. . .

Da wird die Melodie von einem jähen Wortwechsel übertönt. „Du Schweinehund, du versuchter!“ Die Musik bricht ab, alles läuft neugierig herzu. Ein zottiger alter Arbeiter hat sich mit einem jüngeren, der interessiert, aber von kräftigem Körperbau ist. Der Ältere hat einen langen Arm mit einer großen Hand und sucht mit dem Kleineren unter der Nase herum. „Ach hau dich hinter die Ohren, du Bauer. . .!“

Der Kleine hat den Älteren untergegriffen und versucht ihn aufzuheben. Inzwischen trommelt der ihm den Rücken. Mehrere der Zuschauer lachen. Schließlich fallen beide Ringer um, der Jüngere zu unterst; er schlägt sich eine Beule, die blau unterläuft. Jetzt lassen sich beide los und springen auf. Ihre Gesichter sind wutverzerrt, dem Älteren hängt Geißel vom Munde. Sie beginnen sich mit den Fäusten zu schlagen. Inzwischen sind sie vom Fußsteig abgekommen und balgen sich mitten auf dem Fahrdaum. Sie stoßen dumpfe Schimpf-laute aus. Der Kleine bekommt einen Schlag unter das Kinn, daß es kracht, sein Mund bläst blutigen Schaum. Immer rasender gehen sie aneinander. In der Verkrampfung reißt der Ältere fadenförmiger Rock und morsches Hemd in Fetzen, die magere, leuchtende, haarige Brust ist zu sehen. Er kratzt sich nun ebenfalls in den Kleidern des Gegners fest und reißt, daß die Knöpfe über das Pflaster rollen. Die Zuschauer sind beträchtlich an Zahl gewachsen.

Die Kämpfer kugeln sich in sinnloser Raserei. Der Kleine mit dem blutüberströmten Gesicht hat den Älteren am Ende unter sich gezwungen, kratzt sich im zottigen Haar des Feindes fest und schlägt den alten Kopf unaufhörlich mit voller Wucht gegen das Pflaster. . .

Da zerreißt ein höhnisches Schnarren den Kreis der Gaffer. Der Kühler eines Autos steckt vor der Gruppe. Ein feiner Herr sitzt drinnen, steht auf, stützt sich auf die Windscheibe und blickt verächtlich lächelnd auf die blutigen Gestalten.

„Platz da!“ schreit der Chauffeur.

Jetzt springen Männer hinzu und schleifen die halb Ohnmächtigen rechts und links zur Seite. Die Fahrt ist frei; das Auto geht von dannen.

Der feine Herr, der von der Börse kommt, wo er polnische Mark in die Höhe und deutsche in die Tiefe getrieben hat, dieser feine Herr, der Vorsitzender eines Vereins für reines Deutschtum ist, denkt, während ihn der leise arbeitende Motor des Luxuswagens seiner Villa zureißt: „Es ist ein langer Weg nach Tipperary! Wir werden noch lange so leben können, wir und unsere Kinder. Sie haben sich geschlagen, sie schlagen sich und werden sich noch lange schlagen — gegeneinander und für uns. . .“

Den beiden Arbeitslosen aber küßt eisiger Herbstwind die schweißigen Brustfläßen, die blutigen Stirnen. Warum haben sie sich geschlagen? Um ein paar Mark? Um eine Stellung? Wegen eines bösen Wortes? Oder weil sich ihre Frauen gezankt haben?

Es ist so belanglos demgegenüber, daß Menschen, die ausgebeutet und bedrängt, armselig, verelendet und verbittert sind, einander so leicht zu Teufeln werden!

Traumstil die Welt. Nur ab und zu ein heißer Schrei von Raben, die verflatternd über Stoppeln streichen. Der düst're Himmel drückt wie mattes, schweres Blei ins graue Land. Und saßt, wil leifen, sammelweihen Schleichkriffen geht der Herbst durch Grau und Einerteil.

Stephan Zweig.

Wochenrummel.

Von Hans Klabaufmann.

Der Preussische Landtag wird reformiert. Es ist genug der Worte, man will auch Taten sehen. Der Herr kommunistische Abgeordnete Schulz aus Neudölln ging mit leuchtendem Beispiel voran. Nachdem er die Beratung über den Etat als überflüssiges Gequatsche gebrandmarkt hatte, ging er zu praktischer Arbeit über. Zunächst goß er dem Zentrumsabgeordneten Dr. Porsch ein Glas Wasser ins Gesicht, dann zeigte er, was er im Bogkampf gelernt hatte. Den Beginn der Vorstellung kündigte Herr Kasch mit einer Rede an, die er dem Präsidenten voller Geistesgegenwart weggenommen hatte. Wenn die Kommunisten etwas mehr Ordnung und System in ihre Darbietungen bringen, wird der Besuch des Landtages recht lohnend werden.

Ähnliche Würde und Tatkraft zeigten die Hamburger Korpsstudenten. Bekanntlich bilden die Studenten die Blüte der Nation. Beileibe nicht alle! Vornehmlich die Korps und Burschenschaften hatten darauf, daß dieser Name zu Recht besteht. Sie zeigen sich als Helden, indem sie mehr trinken, als sie vertragen können, und sich bei feierlichen Gelegenheiten Ritterhandschuhe anziehen und Straußenfedern an den Kopf stecken, so daß sie fast so vornehm aussehen wie der Portier am Eingang eines eleganten Tanzpalastes. Auf dies erhebende Bild mußten die Hamburger Bürger neulich verzichten. Weil die Fahne der Republik auf der Universitätsflatterte, lehnten es die Herren hartnäckig ab, dieses Fest mit ihrem Fastnachtschmuck zu verschönen. Manche Mädchenseele vergoß darob bittere Tränen. Dabei sein wollten sie aber doch. Sie strasten die Proletarier, indem sie eine hehre Heldentat ohne Wachs ausführten. Unerfrohen holten sie die Fahne herunter und machten sie kampfunfähig.

Hoffen wir, daß die Justiz dies edle Tun als völkisch-vaterländisch auffaßt. Sollten weltfremde Richter aber die wackeren teutschen Reden ans Hammelbein kriegen wollen, so mögen sie es schnell tun, damit die Papas nicht allzu tief in den Beutel zu greifen brauchen. Wo alles steigt, kann sich auch der Staat nicht lumpen lassen. Der Preiskurant für Straßlaten wird den Bedürfnissen der Zeit angepaßt. Die Geldstrafen erhöhen sich auf das Zehnfache des Friedenspreises. Dahin sind nun die Zeiten, wo man dem sieben Nächsten für 3 M. eins hinter die Löffel geben durfte. Aber versöhnlich stimmt wieder ein Entwurf, der gleichzeitig heralen werden soll. Statt zu brummen, kann man blechen. Ein Monat Gefängnis kostet 50 000 M. Wir werden also das Vergnügen haben, demnächst solche Gespräche zu hören: „Na, Moge, wat is?“ „Ja hab für 150 000 Emm 'n Geldschrant sehnadt.“ „Stehste, Orje, bel mir war'n se billjer, mir ham se ne Expreßung mit 50 000 berechnet.“

So tröstlich der Gedanke auch ist, ein paar Wochen Rittchen mit Geld abbläsen zu können, so wird doch das Leben allmählich unerträglich. Die Gebühren für Grabstellen sind auch erhöht worden. Wenn sogar das Totsein teurer wird, dann will ich schon lieber gar nicht erst sterben.

Oder man kann sich wünschen, eine Biene zu sein. Die Franzosen haben unsere Hinterlist längst erkannt. Da wir die allgemeine Wehrpflicht nicht mehr haben, sind wir auf eine neue Idee verfallen. Wir erziehen die Bienen zum Haß gegen Frankreich. Ein vorausschauendes Genie hat aber rechtzeitig die Gefahr Frankreichs erkannt, totgepielt zu werden. Daher müssen wir 25 000 Bienenvölker mit der Eisenbahn nach Frankreich schaffen. Das werden sich die Tiere auch nicht haben träumen lassen, daß sie nochmal Eisenbahn fahren und dann in einem so schönen Land leben dürfen.

Geradezu erstaunlich sind die Erfolge der Washingtoner Konferenz. Als Ergebnis der Abrüstung ist bisher zu verzeichnen: Amerika wird voraussichtlich seine Flotte vermehren, und zwar im Verhältnis 3 zu 5. Die Spannung zwischen Amerika und Japan hat sich zu drohender Kriegsgefahr verdichtet. Frankreich erwartet Vorschläge, seine Flotte zu verstärken. Wo ist der Mann, der endlich darauf kommt, daß, wenn eine Abrüstung zustandekommen soll, nicht eine Abrüstungskonferenz die geeignete Stelle ist, da meistens dabei zum Krieg gerüstet wird. Wir brauchen einen Kriegsrat, um Frieden zu stiften.

Von billigen Büchern.

Die Bücherpreise steigen. Sie steigen in Höhen, wohin der wirtschaftliche Durchschnittsmensch, das heißt heute: der Proletarier, nicht folgen kann. Ihm bleiben nur noch die billigen Bücher, die in den auf Massenabsatz rechnenden Sammlungen erscheinen.

Seit zwei bis drei Jahrzehnten hat sich eine Strömung durchgesetzt, welche die sogenannten „Popularisierung“ der Wissenschaft bezweckt. Im Dienste dieser Strömung stehen, teils aus Men-

schensfreundlichkeit, teils um des Verdienstes willen, teils wegen politischer Gründe, zahlreiche Gelehrte. Es sind nun die Früchte dieses Popularisierungstrebens, die hauptsächlich die Reihen der billigen Bücher auffüllen: volkstümliche Vorträge, gemeinverständliche Einführungen, knappe Zusammenfassungen usw. Wenn man sie überblickt, fällt einem das absolut Planlose auf, die diese kapitalistischen Unternehmungen wie alle anderen im tiefsten Kennzeichen. Keine der Sammlungen schließt sich auch nur entfernt zu einer Art Weltbild oder zu einem systematisch angelegten Ueberblick oder Behrhang zusammen; keine davon ist einheitlich für einen bestimmten Grad der Vorbildung geschrieben, sondern in jeder finden sich leicht, schwer- und fast unüberwindliche Durcheinander. Nicht minder wichtig ist es, sich klarzumachen, daß die bisherigen Sammlungen in doppeltem Sinne „bürgerlich“ sind. Sie sind im allgemeinen mehr berechnet für das „aufstrebende Kleinbürgertum“. Und sie sind in allen politischen Fächern mit wenigen Einzelaufnahmen nahezu durchgehend politisch „gefährlich“, tendenziös, einseitig, mindestens aber „bürgerlich“ gedacht wie die ganze bisherige Wissenschaft.

Das andere ist dieses: für den wirklich Umgebildeten sind sie überhaupt größtenteils nicht voll geeignet. Noch mehr: eine ganze Reihe von wichtigen Fragen und Gebieten, welche gerade die Arbeiterschaft angehen, wurde überhaupt nicht behandelt. Das hat natürlich seinen klaren Grund in der Struktur der bürgerlichen Gesellschaft.

Ähnlich wie die wissenschaftlichen sind die unterhaltenden Sammlungen, obwohl hier die Züge und Gegenätze nicht so scharf ausgeprägt sind. Auch sie sind meist planlos und enthalten manche sonderbare Häufungen und noch sonderbarere Lücken; auch sie sind „bürgerlich“, doch weniger infolge politischer Tendenz als infolge einer oft sehr starken Verlächtigung des flachsten und dürftigsten, typisch bürgerlichen Unterhaltungs- und Zeitverschlagebedürfnisses oder infolge Aufnahme ausgefallener und wunderlicher Spezialitäten und Seltenheiten. Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wenden wir uns nun einzelnen Sammlungen zu.

Die älteste billige Sammlung ist die Reclamsche Universalbibliothek mit ihren mehr als sechstausend Bänden. Sie ist oft und laut gepriesen worden; die stärksten Worte wurden gebraucht, um diese „Kulturerrungenschaft“ zu feiern. Aber mit der Zeit fand man mancherlei an Reclam auszusehen. Heute sind diese Einwände im wesentlichen nicht mehr berechtigt. Druckart, Einband, Ausstattung der Reclambücher sind heute recht ansprechend und nicht mehr augen- oder sinnverlehdend. Seit eine kluge und zielbewusste Leitung die Erneuerung und Erweiterung der Universalbibliothek in die Hand genommen hat, gewinnt aber auch der Inhalt mehr und mehr ein anderes Gesicht. Viele alte „Nummern“ werden ausgemerzt, und neues Gut strömt hinein: frei werdende Deutsche wie Storm, Anzengruber und Keller, große Ausländer wie Dostojewski, Gorki, Strindberg, lebende wie Cl. Wiebig, H. Frand, W. Schmidt, Bonn, W. Schäfer, Philosophen wie Wundt und Eucken, sogar Sozialisten — Marx und Lassalle. Das alles zeugt von neuem Leben. Aber nicht genug damit. Ganz neue, wertvolle Sonderreihen sind eröffnet worden; eine staatsbürgerliche, die zunächst ältere und bedeutende Werke (Vist, Hegel, Dahmann, Pufendorf u. a.) bringt, und eine naturwissenschaftliche, die weit darüber hinausgeht; zwar bringt auch sie ältere Bücher — darunter eben jeß Darwin in neuer, sachgerechter Uebersetzung! —, aber vor allem enthält sie auch vorzügliche Originalarbeiten, etwa eine sehr brauchbare Pflanzenkunde von E. Ulbrich, eine Entwicklungsgeographie des Lebens von K. Campert; sogar berühmte Forscher wie Ostwald und Messerschmidt haben für diese Reihe Bände geliefert, Ostwald eine treffliche Einführung in seine Fernlehre. — Die leichte Eringeschähung Reclams hat keinen Grund mehr; die neue Entwicklung ist in jeder Hinsicht aufrichtig zu prüfen und nachhaltig zu fördern.

Neben Reclams Universal-Bibliothek steht die Sammlung der Händel-Bücher, die „Bibliothek der Gesamtliteratur“, nach Billigkeit und Gehalt mit an erster Stelle (Verlag Hüller, Berlin-Leipzig). Ihre Bändchen sind größer als die Reclamschen und einwandfrei gedruckt. Noch heute sind sie außerordentlich billig; ein Heft von ungefähr 80 Seiten kostet etwa 85 Pfennig, Doppelhefte 1,70 M. usw. An Umfang kann sich die Bibliothek nicht mit der Universal-Bibliothek messen; sie enthält nur etwa 2500 „Nummern“. Ihrem Inhalt nach muß sie alles in allem als sehr wertvoll gelten. Den Grundstock bilden, wie bei alten Sammlungen häufig, die Klassiker, die bis hinauf zu dem vor kurzem frei gewordenen Th. Storm reichlich vertreten sind. Daneben findet sich eine reichliche Anzahl von allerlei Romanen, Lustspielen, Novellen, Gedichten usw., deren Höhenlage nicht weiter imponierend, aber auch nicht auffallend tief ist: Unterhaltendes; man wird kaum mehr als etwa fünfzig ganz veraltete und überflüssige Verfassernamen finden. Besonders stark berücksichtigt erschienen in ihr vor allem die Ausländer. Nicht nur die älteren und gangbaren Werke, sondern sehr zahlreiche weniger bekannte sind darunter, die in deutscher Sprache billig zu haben ein wirklicher Gewinn ist. Wir nennen etwa: Aho, Andrejew, Cats, Constant, Disraeli, Eshgaray, Eötvös, Grigorowitsch, Helfermanns, Korolenko, Sonja Rowalewska, Madach, Multatuli (33 Nummern!), van Eeden („Der H. Johannes“), Nekrassow, Petapenko, Petöfi, Slomacki, Stendhal. Der nichtliterarische, mehr oder minder wissenschaftliche Teil der Bibliothek ist geringfügig. Man begegnet wohl einer mit Recht als vorzüglich bekannten Emergon-Ausgabe, einigen von Kant, Schopenhauer, Flavius Josephus, sogar Henry George und neuerdings Lassalle, doch bildet das alles zusammen nur einen bescheidenen Teil des Ganzen. Das Ganze aber, wie es ist, sei der Aufmerksamkeit unbemittelter Käufer nach allem dem nachdrücklich empfohlen. Wolfgang Schumann.

Das größte Wunder an Frühreise. Wunderkinder, die mit 10 und 12 Jahren bereits die Universität bezogen, hat es wohl hier und da früher gegeben. Aber eine solche Frühreise, wie sie an dem vierjährigen Wunderkind Christian Heinrich Heinelen zu Lübeck beobachtet wurde, hat man sonst nie wieder angetroffen. Diesem Wunderkinde, dessen Geburtstag in dieses Jahr fällt, widmet F. R. Fuchs eine Betrachtung in „Niederfachsen“.

Die ersten zehn Monate dieses kurzlebigen Genies verliefen wie bei gewöhnlichen Sterblichen. Da das Kind sehr spät entwöhnt wurde, so war es nicht möglich, ihm das Krauen beizubringen. Das Wunderkind hat nie in seinem Leben eine Speise selbst gelaugt. Das „Kind von Lübeck“ vollbrachte seine Wunder von Gelehrsamkeit, während es noch an der Brust seiner Amme lag. Diese merkwürdige Frühreise zeigte sich genau 10 Monate nach seiner Geburt. Der Säugling beobachtete die Figuren, die an Wände und Ofen seines Kinderzimmers gemalt waren, mit so aufmerksamem Augen, daß man ihm die Namen der Figuren sagte, und als am folgenden Tage gefragt wurde, wies es mit seinem Fingerchen stets auf das richtige Bild. Unaufgefordert gab es sich Mühe, die Namen richtig auszusprechen und war nach einigem Falten bald instande, die Silben richtig wiederzugeben. Die Eltern gaben dem noch nicht einjährigen Kinde einen Lehrer, Christian von Schöneich, der dann später seine Erfahrungen mit dem Wunderkinde niedergelegt hat. In acht Wochen lernte das Kind die wichtigsten Geschichten aus den fünf Büchern Mose, und ehe es noch ein Jahr alt war, saate es in Versen die Schöpfungsgeschichte auf. In den nächsten Monaten lernte das kleine Geschöpf mit geraderzu unheimlicher Schnelligkeit das Alte Testament, dann das Neue, dann Weltgeschichte, so daß es die verschiedenartigsten Fragen aus der Geschichte der Völker ohne Zögern beantworten konnte. Eine besondere Vorliebe zeigte es für Erdkunde. Außerdem hatte das Wunderkind, als es noch nicht drei Jahre war, bereit mehr als 8000 lateinische Worte gelernt. Deutsch und lateinisch lesen lernte Heinelen noch, bevor er drei Jahre alt war. Schreiben lernte er erst kurz vor dem vierten Jahre.

Der Ruf dieser wunderbaren Gelehrsamkeit verbreitete sich über ganz Europa, und viele Leute kamen nach Lübeck, um das Wunderkind zu sprechen. Der Höhepunkt seines kurzen Lebens war seine Reise nach Kopenhagen, wo es von dem König von Dänemark in einer mehrstündigen Audienz empfangen wurde. Auf den Armen seiner Amme sitzend, bei der er sich durch einen Trunk stärkte, legte der Dreieinhalbjährige einen glänzenden Beweis seines Verstandes ab, indem er fast zwei Stunden lang die Fragen des Königs aus allen möglichen Wissensgebieten beantwortete. Aber dieser Frühreise des Geistes konnte der Körper nicht folgen. Das Kind siechte unaufhaltsam dahin und starb am 27. Juni 1726, vier Jahre, vier Monate und 21 Tage alt.

Gesundheitspflege

Fünfundsechzig Jahre Aether-Betäubung. Im November 1876 wurde in der Pariser Academie der Wissenschaften ein Brief des Mediziners und Naturforschers Jackson aus Boston vorgelesen, mit dessen Bekanntwerden eine neue Epoche der Chirurgie auch für Europa begann. Jackson schrieb, daß auf seinen Rat hin der „Zahnarzt Morton mit Hilfe von eingetmetem Aetherdunst zum ersten Male eine Zahnoperation schmerzlos vollzogen und der Chirurg Warren in derselben Weise eine Geschwulst am Halse entfernt habe! Die Aerzte und Physiologen der französischen Hauptstadt traten der Frage sofort näher und konnten die einschläfernde und schmerzstillende Kraft des Aethers nur voll bestätigen. Auch erfanden sie passende Apparate zur wirksamsten und ungefährlichsten Einatmung der Aetherdünste. Von Paris kam die neue Kunde zuerst nach Heidelberg, wohin junge Mediziner, die sich studienhalber in Paris aufgehalten hatten, sie mitbrachten. Diese und die Assistenten der Kliniken gaben sich zu den ersten Versuchen willig her. Dabei trat in dem ersten kurzen Aufregungsstadium, das dem eigentlichen tiefen Schlaf vorausgeht, etwas ein, was die Aetherbetäubung fast in Mißkredit gebracht hätte. Einer der aus Paris Zurückgekommenen verriet dabei nämlich ein süßes Geheimnis, indem er seiner in Paris gewonnenen „Freundin“ in zärtlichen französischen Worten seine deutsche Treue erklärte. Nun trugen die anderen jungen Leute vorübergehend Bedenken, sich auch durch Aether betäuben zu lassen. Trotzdem hat die neue Methode natürlich ihren Siegeszug durch die Welt gehalten, und man kann wohl sagen, daß nach der Jenner'schen Erfindung der Kuhpockenimpfung keine Neuerung auf dem Gebiete der Heilkunst die Welt mächtiger bewegt hat als die Einführung der schmerzlosen Chirurgie durch Jackson!

Naturwissenschaft

Die Gefräßigkeit der Ratten. In den Schriften der zoologischen Station für Meereskunde Bismarck teilt Direktor S. Müller folgende Beobachtungen mit: Die Station hielt in flachen Eingewöhnungsbassins des Aquarienhauses etwa ein Duzend der sonst sehr empfindlichen Stinte. Eines Tages bemerkte Müller das Fehlen einiger Fische, dem bald darauf der Verlust aller vorhandenen Stinte folgte. Bald lagen auch vor den Becken, die in der Nähe standen, Leberreste von Krebsen herum. Auch ein Steinbutt, der am Abend auf

einen Arbeitstisch vor einem der Eingewöhnungsbehälter gelegt worden war, war am nächsten Morgen verschwunden. Müller ging der Sache nach und entdeckte bald einige Schlupfwinkel von Ratten, in welchen sich noch die Reste aller möglichen Seetiere befanden; denn nicht nur Fische und Krebse, auch Seesterne hatten die gefräßigen Tiere geraubt und gefressen. Und nicht nur lebende oder eben verwendete Fische hatten die Ratten angegangen, auch an in Formalin konservierten Individuen hatten sie sich vergriffen, — gewiß ein seltener und drastischer Beweis für die Gefräßigkeit dieser schädlichen Rager. Durch Legen von Phosphorbroden konnte sich die Station dann dieser unerwünschten Einquartierung erwehren.

Die Eibe. Ein Nadelbaum, der jetzt nur noch sehr selten im deutschen Wald angetroffen wird, ist die Eibe (*Taxus baccata*). Ehedem war sie bedeutend häufiger; zu Cäsars Zeiten gehörte sie zu den Charakterbäumen der germanischen Urwälder. Unseren Vorfahren gab die Eibe reichlich Stoff zu Sagen und Mythen. Ihr Holz lieferte Bogen und Armbrüste, die auch als begehrte Ware in das Ausland wanderten. Das Holz ist harzlos und sehr zäh und fest. Die Nadeln der Eibe ähneln denen der Tanne, jedoch sind sie weicher und vorn zugespitzt. Ihre Farbe ist auf der Oberseite dunkelgrün, auf der Unterseite etwas heller. Die Früchte der Eibe sind keine Zapfen sondern Scheinbeeren. Ein hochroter fleischiger Fruchtbecher, der jedoch offen bleibt, umwächst die blauviolettten Früchte fast gänzlich.

Infolge ihres langsamen Wachstums ist die Eibe aus dem deutschen Wald nahezu verdrängt worden. Der Forstmann, der darauf sieht, möglichst bald Nutholz zu gewinnen, pflanzt schneller wachsende Bäume an. Nur in einigen Gegenden finden sich noch Eibenbestände von mehreren hundert Bäumen, so in der Rhön, im Steiner Moor bei Hannover, im Bodetal und in Westpreußen. Einzelne Eiben kommen dagegen häufiger vor, sie sind von vielen Orten bekannt. Oft wird die Eibe in Parkanlagen angepflanzt; sie hat die Eigenschaft, lange Zeit hindurch buschförmig zu bleiben und verträgt es, stark beschnitten zu werden.

Auch der Berliner Tiergarten weist verschiedentlich Eiben auf. An der Budapester Straße zwischen Brandenburger Thor und Bencestraße stehen mehrere, die teils buschartig, teils baumartig sind. Manche von ihnen sind jetzt mit roten Früchten behängt, die lebhaft aus dem dunklen Grün der Nadeln hervorleuchten. Ein wegen seiner Größe beachtenswerter Eibenbaum befindet sich am Großen Stern, bei der Jagdgruppe zwischen Brückenallee und Charlottenburger Chaussee. Er ist etwa acht Meter hoch und hat einen Meter über der Erde einen Umfang von knapp einen Meter. h.

Technik

Segel mit Löchern! F. M. Feldhaus schreibt uns zu unserem Artikel in der „Heimwelt“ vom 16. d. M.: „Wenn Herr Professor Karl Wegener von durchlöcherter Fallschirm der Luftschiffer ausgeht, um den Schiffssegeln als Neuerung ein Loch zu geben, dann macht er einen Umweg in der Geschichte. Ich wies schon im Jahre 1904 in meinem „Regilon der Erfindungen und Entdeckungen“ auf die günstige Wirkung durchlöcherter Segel hin und zeigte, daß bereits Diderot, der bekannte französische Schriftsteller, im Jahre 1779 durchlöcherter Segel bei Sturmwind empfahl. 1894 fand Vassalo in Genua bei durchlöcherter Segeln eine größere Wirkung. Was also neuerdings als Erfindung der Luftschiffahrt auf die Segel angewandt sein soll, ist eine alte, wiederholt gemachte Erfahrung. So geht es in der Kulturgeschichte oft: der forschende Geist macht Umwege, um zu den Quellen des Genius zu gelangen.“

Steine, die sich biegen lassen. In unserer Vorstellung ist ein Stein ein Ding, das starr und hart ist und sich zerschlagen oder zerbrechen, nicht aber biegen läßt. Gleichwohl gibt es in der Natur auch Steine, die biegsam sind. Zu ihnen, die aber freilich unter den übrigen Gesteinen als sehr seltene Ausnahmen anzusehen sind, gehört zunächst der *Asbest*, der sogar sehr biegsam ist; der sogenannte *Faserasbest* läßt sich z. B. nach allen Richtungen auf- und niederbiegen, ohne daß er dabei zerbricht. Auch der *Glimmer* ist biegsam; nur lösen sich hier beim Biegen einzelne Lamellen ab, so daß sich das Gestein gleichzeitig in dünne Schichten teilt.

Ein typisch biegsames Gestein bildet indessen der hauptsächlich in Brasilien vorkommende *Stakolumit*, auch *Geleitquarz* oder *elastischer Sandstein* genannt. Der *Stakolumit*, der als Muttergestein des dortigen Diamanten gilt, besteht zum größten Teil aus Sand, der aber auch zahlreiche Einschlüsse von Glimmer, Talk, Chlorit und Feldspat sowie etwas Eisenglanz und Magnetitstein enthält. Im *Stakolumitstein* finden sich nun Lagen, die, wenn sie in Platten zerlegt werden, eine ganz deutliche Biegsamkeit zeigen. Stellt man diese Platten von *Stakolumit* aufrecht, so schwanken sie wie Leder hin und her, legt man sie wagerecht und unterstützt sie in der Mitte durch eine Unterlage, so biegen sie sich an beiden Enden vom Zug ihres eigenen Gewichts bis zum Boden herab.

Als Ursache dieser Eigenschaften nimmt man, nach einer Mitteilung in den „Neuesten Erfindungen und Erfahrungen“, die eigenartige Lagerung der Quarzkrümel innerhalb des Gesteins an. Die mikroskopisch kleinen Quarzteilchen, aus denen die biegsamen Lagen bestehen, sind nämlich nicht miteinander fest verwachsen, sondern liegen nur eng aneinander gerückt und bleiben, da sie mit verzahnten und verzackten Rändern gelenkartig ineinandergreifen und sich genau anpassen, dauernd in einer elastischen Beweglichkeit. Sobald eine einseitige Belastung eintritt, trennen sich also die Körnchen nicht voneinander, sondern verschieben sich nur.